

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Seuzer.

Der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Abdruck aller Artikel verboten.

Nummer 9

Sonntag, den 23. Januar 1916

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 23. Januar: Hl. Familie. **Montag, 24. Januar:** Timotheus.
Dienstag, 25. Januar: Pauli Bekehrung. **Mittwoch, 26. Januar:** Polikarp.
Donnerstag, 27. Jan.: Eusebius. **Freitag, 28. Jan.:** Karl der Große.
Samstag, 29. Januar: Franz von Sales.

3. Sonntag nach Erscheinung

Evangelium des Hl. Matthäus 8, 1—13.

In jener Zeit, als Jesus vom Berge Herabstieg, folgte ihm eine große Menge Volkes nach; und siehe, ein Aussätziger kam, betete ihn an und sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei gereinigt! Und sogleich war er gereinigt von dem Aussatz. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß du es niemanden sagest; sondern geh hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, welches Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnisse! Da er aber in Kapernaum eingegangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause nichtkräftig und leidet große Qual. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterworfen, und habe Krieger unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh! so geht er; und zu dem andern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knechte: Tue das! so tut er's. Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich, sag' ich euch, solch großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden! Aber ich sage euch, daß viele vom Aufgange und Niedergange mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen werden; die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden; da wird Heulen und Zähneklirren sein. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh hin, und wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen. Und in derselben Stunde ward sein Knecht gesund.

*

Der Hauptmann von Kapernaum ist der biblische Typus des aufrechten, Glaubensstarken, demütigen Mannes. Seine Worte, die er zum göttlichen Heiland spricht, atmen so sehr die Gesinnung des Menschen im Verkehr mit Gott, daß unsere Kirche sie dem Priester in den Mund legt, wenn er die hl. Kommunion empfängt oder sie an andere austeilte. So ist der heutige Sonntag der Sonntag des Mannes. Christus erscheint heute als der König der Männer. Wie der Hauptmann dem göttlichen Heiland seine Huldigung darbringt mit seinem starken Glauben und seiner kindlichen Demut, so erscheinen heute die Männer und bringen ihrem Herrn und Gott ihre Ergebung und Huldigung dar.

Beim Manne findet sich die Ueberlegung, der kühl erwägende Verstand, die Unerkanntheit, die Tatkraft, während man bei der Frau mehr die liebende Teilnahme, das mitfühlende Herz, die Zurückhaltung und Schüchternheit annimmt. Wie einfach und doch so gewaltig überzeugend weiß der Hauptmann seine Anerkennung des Oberkommandos Jesu auszudrücken. Du brauchst nur zu sprechen, und es geschieht, und deine Befehle werden ausgeführt. Ähnlich wie es auch bei meiner Kompanie der Fall ist. Da wird mir niemand widersprechen, wenn ich einen Kommando-befehl ausbebe. Wenn du also Grund hast, nicht in mein Haus persönlich zu kommen, so bitte ich wenigstens um das wirkende Wort, und ich glaube zuversichtlich, daß es auch in der Ferne wirksam ist.

Das ist echter voller katholischer Glaube. Denn glauben heißt aufs Wort hin für wahr halten, die Autorität Gottes als allein maßgebend für meinen Glauben ansehen. Nicht mein Verstand, meine eigene Einsicht, darf der Grund des Glaubens sein, und nebenher noch die stolze Rede: Was ich nicht einsehe an meinem Glauben, das gilt nicht für mich, das schließe ich ausdrücklich aus. Denn dann wäre ja in letzter Linie das eigne Ich der Maß-

stab für Glauben und Wahrhalten. Ja, noch mehr, das eigne Ich wäre über Gott gestellt, und Gott und sein heiliges Wort müßte zurücktreten vor des Menschen Verstand und Wissen. Demgegenüber betont der lähne Hauptmann das Credo, ich glaube. Ich glaube deinem Worte, Heiland der Welt, auch wenn ich vorläufig noch nicht den tiefsten Grund deiner Rede erkenne. Denn du bist Gott, und auf das Wort eines Gottes kann ich mich verlassen.

Und Jesus, der in die Seele des edlen Soldaten schaut, erkennt seine Beweggründe an, und in Worten des höchsten Lobes über den Hauptmann sagt er zu seiner Umgebung: Wahrlich, ich sage euch, solch großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!

Es muß also etwas Hohes, Großes um einen solchen Glauben sein, weil er von Jesus so gefeiert wird. Seinen Verstand dem Glauben unterwerfen, nicht seine eigene Einsicht als oberstes Prinzip für das religiöse Wissen gelten lassen, sondern Gottes Wort, gilt freilich in der Welt von heute als Entwürdigung des Menschen, als Knechtung und Knebelung des Verstandes. Aber das sind nur Phrasen, die die gottfeindliche Gelehrtenwelt hinausschreit, um damit die Menschen zu verblüffen und die Christusfreundliche Welt in den Augen der anderen lächerlich zu machen. Nicht Knebelung des Verstandes ist der katholische Glaube, sondern seine höchste Ehre und sein tiefster Vorzug. „Ich will gefangen nehmen jede Intelligenz, jeglichen Verstand für den Dienst Christi.“ (2. Cor. 10, 5.) Dieses Pauluswort ist von jeher der Stein des Anstoßes gewesen für die Gegner der katholischen Gelehrtenwelt und zugleich der Ausgangspunkt für eine Agitation zur Ausschließung der Katholiken von den Gütern der Kultur. Aber ich frage, ist das etwas Unwürdiges, seinen Verstand gefangen zu geben der Wahrheit? Sich zu beugen vor Gott mit seiner unfehlbaren Wahrheit? Ist das nicht die Pflicht und die höchste Ehre des Mannes? Wenn der Gelehrte im Laufe seiner fleißigen Forscherarbeit zu einem Ergebnis kommt, das einer anderen feststehenden Wahrheit entgegensteht, dann ist das für ihn das Zeichen, vorerst einzuhalten, die letzten Wege nocheinmal zu durchwandern und unter erneuter Aufmerksamkeit nachzuvorlesen, wo sich der Fehler eingeschlichen hat. Das ist ehrlich, das ist vernünftig, so handelt ein Mann, der es ernst nimmt mit seiner Arbeit. Wenn nun ein katholischer Gelehrter denselben Weg beschreitet, sobald ein Irrtum sich eingeschlichen hat, dann wird dieser Vorgang als unwissenschaftlich, als unvereinbar mit dem Ansehen eines Gelehrten, gebrandmarkt, der Gelehrte gilt als Obskurant, als Pfscher und ist wissenschaftlich abgetan. Das ist das Vorgehen in der Gelehrtenrepublik. Ist das vielleicht Geistesfreiheit? Ist das nicht ärgste Geistesknechtung und Demütigung der Forschungsfreiheit, die sie doch zu schützen vorgeben?

Ungleich zahlreicher sind die Gelegenheiten im gewöhnlichen bürgerlichen Leben, wo der katholische Mann Farbe bekennen muß und sich zu entscheiden hat für seinen Gottkönig oder für leichte sogenannte Aufklärung und moderne Betrachtung der Geschehnisse in Natur und Geschichte. Schau auf zum Firmament! Welche unermeßliche Welt tut sich da auf. Welche Ordnung und Harmonie im Lauf dieser Weltkörper. Was für ein Riesengeist muß dahinter stehen, der die Fäden dieser Bahnen in seiner Hand hält, damit jedes nach seiner Weise geht und kommt. „Es sind die Kräfte der Natur, die hier wirksam sind, die Naturgesetze der Schwerkraft, der Anziehung und Abstoßung und anderer. Darnach geht jeder Weltkörper seine Bahn.“ Welche Verlegenheit im Ausdruck! Als ob es eine Kraft geben könne, ohne einen, von dem die Kraft ausgeht! Ihr Gottscheuen, das, was ihr Naturkräfte nennt, ist eben Gott und seine Kraft. Und anbetend sinkt der Mann auf die Knie und bekennet: Credo, ich glaube, Herr; meinen Verstand gebe ich gefangen für dich und dein Reich. So wie du die mächtigen Gewalten des Weltalls in deiner Hand hältst und sie zwingst, deinem Willen untertan zu sein, so wirst du auch imstande sein, die viel kleineren Dinge und Ereignisse meines persönlichen Lebens so zu gruppieren, daß sie mir zu deinem Dienste, zur Erreichung meines ewigen Zieles, dienstbar sind.

Auch die gegenwärtigen Begebenheiten auf unserer Erde, die doch so unendlich verschwindend klein sich ausnehmen gegen Gottes gesamte Tätigkeit im Universum, auch sie will ich betrachten unter dem Stichwort: Credo, ich glaube, daß du auch darin dein Hand hast. Ich unterwerfe meinen Verstand deinen liebevollen Anordnungen. Einige Dinge sehe ich jetzt schon im Lichte deiner gütigen Vorsehung und stehe staunend vor dem Werke deiner Hände. Andere Dinge werden mir im weiteren Verlaufe der Er-

plausibel offenbar werden, und es wird wie Schuppen von meinen Augen fallen, und mit dem hl. Paulus werde ich bekennen: „Gepriesen sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes.“ (2. Kor. 1, 3.)

Unser Verstand für Gott und das Herz den Menschen. Das für ein menschlich fühlendes Herz hat doch dieser Offizier aus dem harten rauen Römerheere im Leibe! Er gibt sich die Mühe, sucht Jesus auf und bittet ihn, sich seines erkrankten Burschen anzunehmen. Man bedenke: es handelt sich um einen römischen Offizier, der, wie man annehmen kann, in den kriegsgewohnten römischen Legionen schon mitgekämpft und das bei den Römern blutige Handwerk vielleicht schon Jahre lang betrieben hatte. Dieser kommt und tut bei Jesus Schritte zur Heilung seines Knechtes, also eines Sklaven! Was für ein Aufsehen mußte dieser Schritt in der Umgebung Jesu hervorrufen! Es ist aber ein Geis: Der glaubensstarke, demütig betende und kindlich hoffende Mann ist auch seinem Nebenmenschen gegenüber voll echt christlicher Barmherzigkeit und helfenden Erbarmens. Wie könnte es auch anders sein! Die Nächstenliebe ist ja die Frucht und zwar die schönste Frucht der Gottesliebe. Zwar kann auch ein Ungläubiger Nächstenliebe betätigen, und gegenwärtig erleben wir ja, daß auch ganz glaubenslose Menschen sich darin hervortun, Indessen tut hier viel die Macht des Beispiels, die ganze Umgebung und die Verhältnisse. Aus sich ist der Ungläube unproduktiv für die Werke der Caritas, ja er verwickelt sie als Förderung des Proletariatselendes und möchte sie am liebsten ganz hinterreiben. Aber der gläubig auf Jesus und sein ermutigendes Wort Schauende: Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan! sieht in jedem Menschen das Ebenbild Gottes und deshalb seinen Bruder und wendet ihm von seinem Ueberflusse, oft auch von seinem Lebensunterhalte, die Gaben des Leibes und Lebens zu.

Die Gabe des Lebens ist aber eine Kunst, wie wir neulich schon einmal dargelegt haben, und diese Kunst muß erlernt werden. Manchen Menschen ist sie als ein wunderbares Geschenk von oben schon in die Wiege gelegt worden. Und es gewährt schon einen großen Genuß, Zeuge zu sein, wie ein solches bevorzugtes von der göttlichen Gnade auserwähltes Menschenkind Wohltaten spendet. Da ist nur die Liebe, das Mitleid, die große Hingebung zu jedem, der das Kleid der Armen trägt, das Bedauern, nicht mehr tun zu können, das Wort von der nahen Hilfe von oben zu sehen und zu hören. Das eigne Ich tritt ganz zurück, verbirgt sich, erniedrigt sich und schaut nur den Armen und seinen Bruder Jesus.

Nicht bloß das Spenden der Wohltaten sei von der Liebe und dem Wohlwollen beseelt, diese Liebe dringt wie der warme Frühling im Frühjahr überall hin, wo der Mann austritt als Geber und Förderer von Arbeit und Leistung und beeinflusst Wort und Tat. Es ist ein großer Fortschritt in den Anschauungen unserer heutigen Arbeiterwelt, daß sie auch die Forderung einer angemessenen Behandlung mit Nachdruck erhebt, und mancher Arbeiter hat sein bisheriges Arbeitsfeld verlassen und einen anderen weniger einträglichen Platz angenommen, bloß weil er eine bessere Behandlung suchte. Ob wohl der Hauptmann vom heutigen Evangelium seinen Untergebenen Anlaß geboten hat, sich über seine Behandlung beschwert zu fühlen? Ob er im Verkehr mit ihnen beleidigende, niedrige Ausdrücke gebrauchte? Sicher nicht, sonst hätten die Leute seines Garnisonsortes, wie es in einem anderen biblischen Berichte heißt, sich nicht für ihn bei Jesus verwandt.

So sei denn der Mann überall, wo er austritt, in der großen Welt wie in der kleinen Ecke seiner heimatlichen Stellung ein Hauptmann an Glauben für seinen Gottkönig, und ein Hauptmann an Herz für seinesgleichen. Das soll das Ziel sein, das der heutige Sonntag dem Manne wieder lebenswarm vor Augen stellt.

Bpe.

Der hl. Franz von Sales — ein Held der Sanftmut

(29. Januar.)

Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. (Matth. 5, 4.)

Die Araber haben das Sprichwort: „Ein Mensch von sanften Charakter macht sich selbst und andere glücklich.“ Es gibt wohl wenige Menschen, die diese Wahrheit durch ihr Leben mehr bewiesen haben, als der große Genfer Bischof, der hl. Franz von Sales.

Der 21. August 1557 ist der Geburtstag des Heiligen; sein Vater war der Graf Franz von Sales; seine Mutter eine geborene Gräfin von Sionas, sie hieß Francisca. Die frommen, edelgesinnten Eltern sahen mit Sorge der körperlichen Entwicklung des schwächlichen Kindes zu; das geistige Ausblühen des Kleinen erfüllte sie aber dafür mit umso größerer Freude. Seine Augen leuchteten in Augheit und Reinheit; hinter seinen Blicken bemerkte jeder eine außergewöhnlich veranlagte und begnadete Seele. Die wissenschaftliche Ausbildung leitete der Vater anfangs selbst; die Mutter suchte in ihrem Sohne die still schlummernden Tugendekeime zur Entfaltung zu bringen. Die Arbeit beider fand den herrlichsten Lohn.

Mit acht Jahren kam Franz dann nach Annecy in ein Kolleg, mit zwölf Jahren auf die Pariser Schule, wo er Sprachen, dann Rhetorik und später Philosophie studierte. Daneben übte er sich in allen Pflichten des ritterlichen Standes. Gott war des Herzens

erstes und süßestes Streben. Mit der ganzen Gut seiner reinen Seele suchte er die Verbindung mit des Himmels lichten Höhen; doch diese schienen sich von ihm immer mehr zu entfernen; all sein Sehnen schien unersättlich zu bleiben. So legten sich der Jaghaftigkeit, des Kleinmuts kalte Schatten auf sein Gemüt, und zwar mit solch erdrückender Schwere, daß auch der schwache Leib darunter zusammenbrechen wollte. Aber selbst in dieser Sturmesnacht durchbrach die Sonne göttlicher Gnade öfter die Wolken; und in solch einer segensvollen Stunde weihte er sich vor einem Bilde der Gottesmutter dem Herrn in ewiger Menschheit. Dieses selbstmüthige Opfer lohnte ihm Gott durch Sinnvernahme alles Dunklen und Aengstigenden; für alle Zukunft war jeder Geist des Zweifels und Trübsals gebannt.

Auf der berühmten Rechtsschule zu Padua vollendete Franz seine Studien. Das wüste Treiben der dortigen Studentenwelt trieb ihn noch vollständiger in die Arme Gottes, und eine schwere Krankheit, die ihn fast an den Rand des Grabes brachte, befestigte den Bund seines Herzens für ewig. Nachdem er den Doktorhut beider Rechte mit höchster Auszeichnung empfangen und an den hl. Stätten Roms und Voretos dankend und bittend geknielt, kehrte er zu den hocherfreuten Eltern zurück.

Der Weg zur Ehre und zum Reichtum stand ihm offen. Der Vater wollte vor allem seinen begabten Sohn in Würde und einflußreichem Amte sehen. Als er gerade am eifrigsten seinen Plänen nachsann, kam Franz mit der Bitte, ihm zum Eintritt in den geistlichen Stand Segen und Erlaubnis zu geben. Der Vater war erst ganz bestürzt, da der Sohn aber schon die Ernennung zur Dompropstwürde von Genf in den Händen hatte, gab er schließlich, wenn auch blutenden Herzens, die Einwilligung. Der Heilige empfing nun in den vorgeschriebenen Zeiträumen die hl. Weihen und trat dann 1593 seine hohe Würde an, deren Bürde er jedoch mit noch größerer Bereitwilligkeit und Eifer auf sich nahm. Die Diözese Genf war durch die Irrlehre Kalvins zum großen Teile der Kirche verloren gegangen; der Teil, der von ihr zum Herzogtume Savoyen gehörte, war katholisch geblieben, aber auch hier hatte sich die Irrlehre in entlegene Bergländer eingeschlichen. Der Herzog gedachte, diese Gebirge durch Belehrung wieder dem Glauben seines übrigen Landes zuzuführen; der junge Dompropst meldete sich zu dieser wichtigen und beschwerlichen Sendung; er wurde an die Spitze des Missionszuges gestellt. Er forderte Unmenschliches von den Körperkräften, und doch waren die seelischen Anstrengungen noch schlimmer. Herz und Tür der berben Bergbewohner verschlossen sich überall dem Heiligen und seinen Mitarbeitern. Diese Abneigung artete oft in offenen Haß aus, so daß die Missionäre nicht einmal für Geld den nötigen Unterhalt erhielten. Doch der Feldherr war ja ein Held der Sanftmut. Und diese Sanftmut, diese unzerstörbare Herzensgüte wirkte endlich Wunder. Innerhalb vier Jahren führte Franz viele Tausende von Irrgläubigen zur Kirche zurück. Mit den gleichen Mitteln und dem gleichen Erfolge arbeitete danach der Heilige in Amnech, wo damals der Genfer Fürstbischof residierte. Kein Wunder, daß der greise Bischof Claudius seinen Dompropst zum Gehilfen und Nachfolger begehrte. Rom bestätigte diese Wahl, und am 8. Dezember 1602 empfing der Neuermählte die Bischofsweihe.

Da Bischof Claudius schon während der Vorbereitung auf die hohe Weihe gestorben war, trat der Heilige sofort das Amt eines Genfer Fürstbischofs an. Auch als Kirchenfürst blieb er voll gewinnender Einfachheit. In Kleidung, in Speise und Trank, in der ganzen Haushaltung blieb jeder fürstliche Aufwand ausgeschlossen. Mit seiner Dienerschaft verkehrte er in Wahrheit wie ein Vater, der ihnen nicht nur das leibliche Brot brach, der ihnen auch die geistliche Nahrung reichte in Wort und Beispiel.

In der Verwaltung des bischöflichen Amtes war er unermüdet; als Prediger und Beichtvater, als Spender der hl. Sakramente kannte er kein Schonen seiner schwachen Kraft und keinen Unterschied der Personen und des Ortes. Den Kleinen und Armen war er am liebsten nahe; seine himmlische Milde und seine heldenhafte Sanftmut eroberte ihm dabei auch die verkehrtesten Herzen. Die Sanftmut war des hl. Bischofs Charaktertugend; sie war ihm nicht von Natur gegeben, er hatte sie in vielfährigem Kampfe sich erworben. Darum war sie auch ganz Wahrheit, nicht Schein, und ganz Wahrheit war es deshalb auch, als er einst einem Edelmann, der ihn ohne jeden Grund haßte und verfolgte, sagte: „Ich weiß, Sie sind mir abgeneigt, ich Ihnen aber nicht. Wissen Sie mir ein Auge aus, ich sähe Sie mit dem anderen gleich freundlich an!“

Außer seinen Hirtenpflichten lag ihm noch der junge Orden der Heimsuchung sehr am Herzen, den er zugleich mit der hl. Francisca von Chantal gestiftet. Daneben suchte er auch noch in Schriften, ganz voll seines milden Geistes, Fernstehende für Gott zu gewinnen; seine „Philothea“ ist heute noch unzähligen sichere und traute Führerin zur christlichen Vollkommenheit.

Die aufreibenden Arbeiten in der schwierigen Diözese, wo er weit mehr tat, als die strenge Gerechtigkeit hätte fordern können, zehrten seine Kräfte vor der Zeit auf, und so schied er schon im sechsundfünfzigsten Lebensjahre, am 28. Dezember 1622 von hinnen.

Der hl. Franziskus von Sales war ein herrliches Muster der stillen Heilandstugend, der Sanftmut. Und doch in Erfüllung seiner Pflicht war er ein stählerner Charakter. So darf auch bei uns die milde Sanftmut nie in sündhafte Nachgiebigkeit ausarten. Wegen den Fehlenden, besonders wenn er uns selbst traf, immer milde; gegen die Frechheit des Lasters müssen wir aber mit eiserner Stirn stehen, zumal in einer Zeit, wo das Laster immer

dreister wird, immer offener ins öffentliche Leben hinaustritt — da muß gelten:

„Edel ist, wer Stolzmaß läßt;
Aber lege drum kein Pflaster
Auf das Wundenmal dem Laster,
Das die ganze Welt betrübt.
Schmettern du mit deinem Streichen
Nicht die Schlange tot;
Sündigst Du an Deinesgleichen,
Die ihr Gift bedroht.“ (Trägler-Mansfred.)

P. S. B. O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B. O. F. M.

Der Glaube

(8. Fortsetzung.)

Der Glaube, der dem Christen unbedingt notwendig ist, der aber auch eine reiche Fülle von Licht, einen unerschöpflichen Strom von Kraft in die Seele fließen läßt, der vor allem in Leid und Not so wirksam tröstet, hat auch seine Feinde, ergrimmt und zähe Feinde. Diese Feinde lauern in des Menschen eigener Brust, treten aber auch von außen an uns heran — mit süßem Wort und schrecklicher Wirkung. Die Glaubensfeinde im Innern heißen: Stolz, Laune und Laster.

Der Stolz ist seiner Natur nach ein Feind des Glaubens; denn Glauben ist Demut, des Stolzes Gegenteil! Der Glaube verlangt, daß der Mensch auch in den Dingen seinen Verstand unterwirft, die er nicht einseht. Das will aber der Stolz nicht; er will nichts über sich dulden, auch nicht auf dem Gebiete der Erkenntnis. Sein gewöhnliches Bekenntnis heißt: „Was ich nicht einsehen kann, das glaube ich auch nicht!“ Das ist lächerlich ist, beweisen ihm schon ganz natürliche Dinge. Die größten Gelehrten haben das Wesen der Elektrizität noch nicht ergründen können, und doch tut sie Wunderwerke im modernen Betriebe. Ein anderes Wort, das der Stolz gern gebraucht, ist dem obigen verwandt; es heißt: „Was ich nicht sehe, das glaube ich nicht!“ Ein einfaches Bäuerlein erwiderte einem ungläubigen Gelehrten auf dieses geistlose Bekenntnis: „Also brauche ich auch nicht an ihren Verstand zu glauben; den sehe ich auch nicht.“ Der Franzose Jules Simon sagte einmal: „Die Kleinen Geister wollen eben alles erklären und verstehen.“ So kommt es, daß wahrhaft große Geister in Glaubenssachen sich kindlich unterwerfen, während eingebildete Halbstudierte über ihn zu Gericht sitzen.

Vor Jahren fuhr ein Geistlicher, der im Dienste der Wissenschaft grau geworden, den Rhein hinunter. Ein junger Geschäftsreisender, der im selben Weile saß, nahm die Gelegenheit wahr, seine Ansichten über den Glauben zum besten zu geben, dem „Paffen“ aber eins anzuhängen. Eine zeitlang hörte der Geistliche still zu, dann nahm er das Wort zu einer ganz gelassenen Erwiderung: „Mein Herr, ich bin jetzt 65 Jahre alt; ich studierte von meinem sechsten Lebensjahre an, vor allem auch die Wahrheiten des Glaubens, über die sie sich so wegwerfend äußern. Ich versichere Ihnen auf meine Priesterlehre, daß ich meinen Glauben, soweit es einem nicht schlecht beanlagten Menschen möglich ist, begriffen habe, und daß ich diesen meinen Glauben mit ehrlichem Herzen umfasse. Sie, junger Mann, haben Ihrem Gespräche und Ihrer Bildungsstufe nach wenig im Leben gelernt; wahrscheinlich hatte Ihr Religionslehrer nie Veranlassung, Ihren Fleiß und Ihre Aufmerksamkeit in der Katechismusstunde zu loben. Trotz alledem sitzen Sie über eine Sache zu Gericht, die Sie gar nicht kennen. Oder wollen Sie einmal den Satz beweisen, den Sie eben mit so großem Mute aufgestellt: „Die Paffen haben die Reichte erfunden?“! Bitte, ich bin ganz Ohr!“ Der Schwächer blieb stumm; er verließ den Wagen auf der nächsten Station, nachdem er von seiner Reisegeellschaft ordentlich ausgelacht worden war. Dies ist nur ein Fall von vielen!

Ein deutscher Schriftsteller (Bischoffe) schrieb das Wort: Jeder Stolz ist Wahnsinn, eine Krankheit der Seele, durch welche sie unfähig wird, Schein und Wesen, Irrtum und Wahrheit zu unterscheiden. Wie schön läßt sich das auf unseren Gegenstand anwenden! Zum Glauben gehört ein gesundes, klares Auge; dies sieht zwar nicht alles ein, sieht aber, daß alles wahr ist, sein kann und sein muß. Je tiefer diese Demut im Glauben, desto klarer ist der Blick für die großen Offenbarungen des Himmels. Deshalb sagt auch Christus: „Ich preise dich, Vater, daß du dieses (die Geheimnisse des Glaubens) vor den Weisen und Augen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart hast.“ (Matth. 11, 25.)

Der tiefere Grund aber, weshalb der Stolz dem Glauben fern steht, ist der Mangel an Gnade; der Stolz schneidet sich selbst den Zugang dazu ab, gemäß dem Worte Petri (1. Brief 5, 5): Gott widersteht den Hoffärtigen, den Demütigen aber gibt er seine Gnade.“ Also Stolz und Glaube sind unvereinbare Gegensätze!

Jrgendwo las ich einmal: „Das Gebet bringt uns den Glauben, daß Gott ist, fast bis zum Schauen. Das Gebet ist der Spiegel, durch welchen wir an dunklen Orte Gott sehen.“ Damit ist eine Wahrheit ausgesprochen, die alle echten Peter ohne weiteres zugeben. Betend kommen wir Gott stets näher, werden gläubiger. Wenn ich nun als zweiten inneren Glaubensfeind die Laune nannte — und ich meine die Laune im Gebete und im Sakramentenempfang, der innigsten Gebetsart — so sieht jeder ohne weitere Begründung ein, mit welchem Rechte ich dies tat. Je mehr ich mit einem Freunde verkehre, desto vertrauter werde ich mit ihm, desto inniger wird der Anschluß an ihn. So ist es auch bei Gott. Je mehr ich im Gebete mit ihm verkehre, je mehr ich durch Gottesdienst und Sakramentenempfang mit Gott in

Verbindung trete, desto tiefer bringe ich in sein Wesen ein, desto gläubiger werde ich. Das liegt auf der Hand! Ebenso klar liegt aber auch auf der Hand, daß der Mensch, der in Erfüllung seiner Gebetspflicht lau ist, immer weiter von Gott abdrückt, bis er eines Tages bei denen steht, die da rufen: „Es gibt keinen Gott!“ Daß der Laune seinen Glauben nach und nach verliert, liegt auch daran, daß er wie der Stolz die Lebenskraft des Glaubens, die Gnade mehr und mehr von sich fern hält. Wenn du deinem Bastierr täglich weniger Futter gibst, wird es schließlich zu der leichtesten Arbeit untüchtig. Wenn du in der Anhörung des göttlichen Wortes lauer und lauer wirst, wenn du seltener und seltener zu den Sakramenten gehst, wird des Glaubens Licht und Kraft dir immer schwächer ausfließen, bis eines Tages an deiner Seele die Trostung wahr wird, die der göttliche Heiland dem auserwählten Volke zurief: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben, daß dessen Früchte hervorbringt.“ (Matth. 21, 43.)

Auch der Dreizehnlinderdichter weist der Laune einen besonderen Platz in der Reihe der Glaubensfeinde an, wenn er schreibt:

„Erst kommt die Laune, dann der Zweifel,
Dann Widerspruch, dann Haß und Spott;
Das halbe Denken führt zum Teufel,
Das ganze Denken führt zu Gott.“

Also die Laune ist gewissermaßen die Führerin auf dem Wege, der von Gott ab zum Teufel führt!

Als dritten inneren Glaubensfeind nannte ich das Laster, das Sündenleben.

Eine geistreiche Frau tat einmal den Ausspruch: „Das Herz ist es, das den Kopf krank macht!“ Das ist kein beobachtet und findet am passendsten seine Anwendung auf das Glaubensleben. Wenn das Herz in stetigem Handeln gegen Gottes Gebote vergittet wird, dann steigen die bösen Dünste des Zweifels, des Eigendünkels zum Kopfe; er wird krank, d. h. die Erkenntnis wird getrübt, eine Glaubenslehre nach der anderen wird angegriffen, und bald ist der Glaube zum Tode krank. Das Auge der Seele — das ist der Glaube — wird um seine Sehkraft gebracht dadurch, daß es in frevelndem Treiben immer wieder dem Himmerlichte der gleichendenden Sünde ausgesetzt wird. Ich lernte in meiner Jugend den Sohn einer wohlhabenden, frommen Familie kennen. Reinheit und Klugheit sahen ihm aus den Augen. Im letzten Gymnasialjahre machte er gegen den Willen des Seelsorgers in Gesellschaft einer fremden, andersgläubigen Familie seine Ferienreise. Er kam ganz verändert zurück. Auf der Universität zeigte es sich klar, wie verderblich die Einflüsse der letzten Ferien gewesen waren; er warf sich dem Leben der Großstadt in die Arme, sank sichtlich tiefer und tiefer, verlor aber auch seinen Glauben und zwar Stufe um Stufe, entsprechend dem sittlichen Niedergang und verscholl schließlich in der Ferne. Ein Beispiel, das sich in Tausenden wiederholt.

Daß ein Mensch, der sichtlich tiefer und tiefer steigt, den Glauben von sich wirft, ist leicht begreiflich. Der Glaube allein ruft ihm zu: „Es ist dir nicht erlaubt!“ Der Glaube allein bleibt sein steter Mahner: „Du gehst auf verbotenen Pfade, an dessen Ende ewige Nacht und Qual dich erwarten!“ Um diesen Prediger voll Ernst und Wahrheit loszuwerden, gibt er sich einem feigen Schmeichler anheim, der ihn mit süßer Rede einlullt, bis er einst zu furchtbarer Verzweiflung aufwacht, wie des Heilands unglücklicher Verräter. Hier gilt das Wort: „Gott leugnet nur der, für den es besser wäre, wenn es keinen Gott gäbe.“ (St. Augustin.)

Hat übrigens der Krieg nicht viele dadurch wieder gläubig gemacht, daß er sie demütig, in Gefahr eifrig angesichts der Todesstrafen machte, daß er sie mit seiner furchtbaren schweren Heimführung herausriß aus des Lasters Umschlingung?

Deshalb, lieber Leser, laß dir des Apostels Wort gesagt sein: „Bewahre ein gutes Gewissen! Denn einige haben es daran-gelegen (in fortwährendem Sündigen) und so am Glauben Schiffbruch gelitten!“ (1. Tim. 1, 19.)

Sei klein in deinen Augen, sei eifrig in Erfüllung deiner Christenpflicht, dann bleibst du auch dem breiten Wege des Lasters fern und gehst den engen Pfad, auf dem der Glaube dich erleuchtet und stärkt und am Schlusse dir die Pforte aufschließt zum ewigen Leben!

Sorgenbauers Ende

Von Hanns Königshofen, s. St. im Felde.

Die Birke stand schon lange drüben am Weiher. Wie lange sie da wuchs, wer sie gepflanzt, das wußte niemand genau, nur der alte Sorgenbauer, dessen Ureltern und Ururetern das Sorgengehst schon bewohnt hatten, meinte, daß sie immer da gestanden habe.

Um die Birke rauschten allerlei sagenhafte Geschichten. Es war auch merkwürdig. Sonst gab es keine Birke in der ganzen Umgegend und dazu war es ein besonders schöner Baum, der schimmerte und leuchtete in den Nächten, zumal wenn Vollmond war, wenn das sonst trübe Wasser wie Gold glänzte und das Schilf und die vorstigen Gräser am Ufer leise, ganz leise rauschten. Dann blinkte die Birke wie etel Silber. Ein glänzender Ring lag über dem andern, immer höher wuchs es, oben wurde es breit an den Ästen, und manchmal schien es gespenstisch durch die Nacht wie ein riesengroßer Reiter, in lauter Silber und ehernen Glanz gekleidet.

Der Reiter aber bewachte des Sorgenbauers Gehst. Er gab acht, daß die Sorge niemals fortzog von dem einsamen Döse. Bald gab es eine Mißernte, bald war das Vieh krank, dann starb die Sorgenbäuerin und dann starb die Birke.

Dann war es ganz still um den Sorgenbauer, so still, wie wenn es immer Nacht wäre, und der Sorgenbauer ging gar selten mehr ins Dorf, wo die Leute die Köpfe zusammensteckten, wenn er vorbeiging und

